

LEBEN IM WARTESTAND

Wie mich der abwesende Herr Godot zu Samuel Beckett führte

1

Nein, bitte nie mehr einen Satz über *Warten auf Godot*, darüber ist alles gesagt. Doch jetzt würden vielleicht manche glauben, Godot sei ein Hundename, wäre da nicht Harald Schmidt; vor einiger Zeit spielte er den Lucky im Theater, denn immer nur im Fernsehen herumquatschen ist doch langweilig. Wer aber ist jetzt gleich wieder *Lucky*? Eine Figur aus dem Theaterstück *Warten auf Godot* von Samuel Beckett. Und wer ist Beckett? Wurde er ohne sein Einverständnis fotografiert, konnte er richtig böse werden. Die allerletzte Person. Ich. Schnell weg! heißt es in seinem Buch *Gesellschaft* von 1981. Sein Gesicht auf den Photographien hat eine ähnlich intensive Ausstrahlung wie die Nachkriegsportraits von Pasolini, Giacometti oder Beuys. Becketts Ruhm ist an *Warten auf Godot* gebunden. Dieses Theaterstück hat sich wie eine Tätowierung in die Haut unserer kulturellen Welt eingeritzt.

Die Frage, wer *Godot* sei, ob er kommt oder warum er heute nicht kommt, aber morgen kommen könnte, also die Frage nach der Existenz eines abgedankten göttlichen Wesens, das vielleicht wie der alte Mann mit dem weißen Haar in der Sixtinischen Kapelle aussieht, ist im 21. Jahrhundert zwar altmodisch, aber das *Warten auf die unsichtbare Theaterfigur* aus dem entgötterten Himmel hört wohl nie auf. *Godot* steht für viele Rätsel, die wir nicht lösen können.

Er mochte keine öffentliche Aufmerksamkeit. Im Herbst 1969 wurde ihm der Nobelpreis für Literatur zugesprochen. Die Jurymehrheit hatte lange Charles de Gaulle und dessen Memoiren favorisiert, aber schließlich gab es doch eine knappe Entscheidung für Beckett. Er befand sich gerade mit Suzanne in Tunis, um sich von einem Lungenabszeß zu erholen. Die Begründung gefiel ihm: Nicht für seine Theaterstücke, sondern für seine Romane und Prosa sollte er den Preis erhalten. So lehnte er den Preis nicht wie Sartre ab, weigerte sich aber, nach Stockholm zu fahren und schickte seinen Verleger. Er gönnt Jérôme Lindon, der in der langen, erfolglosen Zeit zu ihm gehalten hatte, einen höheren Absatz seiner Bücher. Da die Verbreitung seines Werkes ständig gewachsen war, mußten sich die Becketts keine Geldsorgen mehr machen. So wird das Nobelpreisgeld an Freunde und Verwandte verschenkt. Außerdem unterstützen die beiden experimentelle Theaterprojekte. Auch die Bibliothek des Trinity College in Dublin, an dem Beckett studiert hatte, bekommt eine üppige Geldüberweisung.

Becketts geradezu zwanghaftes Einsamkeitsbedürfnis und der ständig wachsende Ruhm werden immer mehr zum Problem. Da er aber so wenig wie möglich dem Zufall überlassen wollte (er nimmt sogar die Anstrengung auf sich, seine Bücher zu übersetzen), geht er denen nicht aus dem Weg, die sich für *'Beckett-Country'*, das nur aus Sprache besteht, wirklich interessieren: vor allem Regisseure, Schauspieler, Übersetzer und Wissenschaftler. Vor seinem 75. Geburtstag schreibt Beckett: Mir graut vor dem Jahr, das wir jetzt auf dem Hals haben, vor allem dem Theater, das mir hier bevorsteht, als wäre es meine Jahrhundertfeier. Ich werde mich dieweil rar machen. Wo, weiß ich noch nicht. Vielleicht die chinesische Mauer, verkriech mich dahinter, bis die Luft rein ist. Auch dem Rummel zu seinem 80. Geburtstag im Centre Pompidou konnte Beckett entgehen, weil er, wie immer Vereinnahmung fürchtend, aus der Stadt geflohen war.

1989 starb der Bilderschöpfer und Visionär in Paris und wurde am zweiten Weihnachtsfeiertag auf dem Cimetiere de Montparnasse begraben. Nur ein paar Freunde und Verwandte sind zugegen. Er wollte es so. Bei Sartres Beerdigung war ganz Paris auf den Beinen. *Der Himmel ist über den Dächern, so blau, so still*, heißt es in seinem letzten Text Stirrings still. Und nun der 100. Geburtstag. Wenigstens muß sich Beckett nicht mehr überlegen, wo er sich verstecken kann.

Aber was geschieht mit *Warten auf Godot*? Die Folgen der Arbeitslosigkeit machen die Landstreicher Wladimir und Estragon zu Verwandten der vielen Obdachlosen, die an die Stadtränder transportiert werden, damit sie der sensible Städter auf seiner Wohlstandsinsel nicht ansehen muß. Diese Aktualität bräuchte Beckett aber gar nicht. Er muß zu seinem 100. Geburtstag nicht ausgegraben werden, wie vor einem Jahr Sartre. Das *Geistestier*, wie man Sartre gern nannte, kam bei den Ehrungen zu seinem Hundertsten gar nicht gut weg, vielleicht weil niemand mehr Zeit hat, sich in seine dicken Flaubertbücher hineinzubegeben. Beckett hat nicht so viele dicke Bücher geschrieben, schmälere Bücher können aber auch aggressiv machen, wenn sie schwierig sind. Aber alles, was geschieht, sind Wörter, heißt es im Roman *Der Namenlose*. Und diese Wörter sind unsterblich.

2

Samuel Becketts Ausspruch von seinem *Leben im Wartestand* kannte ich natürlich noch nicht, als unsere Deutschlehrerin an einem nebeligen Morgen das Klassenzimmer betrat. Sie teilte rasch Theaterheftchen aus und tat recht geheimnisvoll. Wir gähnten halb verschlafen, wie so oft in diesem Internat.

Es beeindruckte mich nicht, daß ein weltberühmtes, in jeder Beziehung herausforderndes Stück anno 1962 nun auch hier im Kloster der Dominikanerinnen angekommen war. Die Schule dürfe nicht abseits stehen, wir sollten uns auf etwas gefaßt machen, auf ein Stück mit dreckigen Handwerksburschen, ja, das sagte sie, und wir verdrehten die Augen. Nun müßten nur noch vier Mädchen gefunden werden, nein, eigentlich hätte das Theaterstück fünf Figuren, aber die fünfte könne man immer noch besetzen, also wer würde freiwillig lesen? *Wieder nur lauter Männerrollen*, murmelte meine Banknachbarin und legte ihren Kopf auf den Arm. Sind wir etwa Männer? Die Deutschlehrerin ließ sich von unserem aufkeimenden Unmut nicht beeindrucken, weil sie wußte, daß wir insgeheim bereit waren, in alle möglichen Rollen zu schlüpfen und nach längerem Hin- und Her fand sie auch Schülerinnen, die laut lesen wollten.

Der Dialog zwischen *Wladimir* und Estragon schleppte sich monoton dahin und man hätte glauben können, der Rest der Klasse schlief allmählich ein.

Doch da wiederholte jemand den ersten Satz des Stückes

Nichts zu machen immer wieder. Und dichtete dazu: Nichts zu machen, das sind zwei Verrückte. Einige behaupteten, daß die beiden ausgerissene Zuchthäusler seien, die nicht wüßten, wohin sie gehen sollten. Aus der Klasse kam der Vorschlag, Wladimir und Estragon im Kloster zu verstecken. Nur vor wem eigentlich? Wir lachten und redeten, während weitergelesen wurde, vor allem, als es Estragon gelingt, seinen alten Schuh endlich auszuziehen. So verrückt waren die beiden auch wieder nicht, glaubten wir nach einer Weile. Außerdem sagte Wladimir: *Du hättest ein Dichter sein sollen* und Estragon

antwortete: War ich doch. Als Dichter hatte er es also zu gar nichts gebracht, das stand für uns fest. Aber mußte er deshalb heißen wie ein Gewürz? Kein Wunder, daß er nichts mehr tat, außer mit seinem Freund quatschen. War das etwa ein Kollege, den der Autor kannte? Oder hatte er Angst, daß er auch so enden würde? Und dann wollten einige wissen, auf welcher Landstraße sich das Ganze abspielt. Oh ja, staubige Landstraßen waren uns vertraut. Eine führte an der Klostermauer vorbei. Für die meisten war es aber völlig egal, in welcher Landschaft sich die beiden befanden. Von unserer mildtätigen Klosterschule hatten sie leider noch nichts gehört. Deshalb warteten die beiden auf diesen *Godot*, der ja besonders bedeutend sein mußte, sonst würde er nicht in der Überschrift des Stücks auftauchen. Die Deutschlehrerin ließ sich nicht durch unser Gerede irritieren. Immer wieder forderte sie zum Weiterlesen auf, bestimmte Fragen wollte sie später klären, aber sie begriff gar nicht, daß die Klasse sich weigerte, Mitleid mit diesen armseligen Figuren zu empfinden. Wieso auch Mitleid? Hätten sie besser gedichtet, zumindest der eine, wären sie nicht in dieser gottverlassenen Gegend gelandet und müßten nicht bis zum Sankt Nimmerleinstag auf Godot warten, der ihnen eventuell aus der Patsche hilft. Was man aus so einem Stück lernen könne, wußte die Deutschlehrerin schon, aber sie kam gar nicht zu Wort, wir alle ahnten nämlich, daß wie immer alles auf Gott hinauslief. Ja, dieser tiefere Sinn hing uns zum Hals heraus und außerdem verweigerte das Stück bei genauerem Hinsehen alles Eindeutige; um diese Erkenntnis kam auch Schwester Emanuela nicht herum, obwohl sie sich wand wie ein Wurm. Für sie entstanden die Mißverständnisse nur, weil eben Gott nicht da war und die beiden dreckigen Handwerksburschen nicht wußten, wie sie ihn erreichen konnten. So geht es eben auf dieser verfluchten Erde, diesen Beckettsatz konnte sie nicht akzeptieren. Es war für sie ganz einfach ein Stück über eine gottlose, öde Welt. *Geht es draußen, jenseits der Mauern wirklich so zu, wenn ja, dann können wir ja froh sein, daß wir hier drin sind*, sagte jemand. Wladimir und Estragon waren nicht gerade Vorbilder für heranwachsende Mädchen, oder? Plötzlich wechselten sie ihre Namen, hießen auf einmal *Didi* und *Gogo*, nur warum? Aber *Didi* und *Gogo* gefielen uns als Wörter. Erinnernten irgendwie an den Kindergarten. Beide hatten Hunger. Die Geschichte mit der gelbe Rübe war besonders komisch, weil es im Kloster zum Mittagessen Gelberübegemüse geben sollte. *Didi* und *Gogo* könnten ja mitessen, wenn sie hier wegen der christlicher Nächstenliebe Unterschlupf fänden, obwohl bei ihrem Gestank ... Komm laß uns gehen. - Wir können nicht. - Warum nicht? - Wir warten auf das Ende der Stunde. Diesen leicht veränderten Satz wiederholten wir immer wieder, wenn es langweilig wurde. Und die Moral von der Geschichte? Man mußte eben auf die richtige Person warten, auf eine, der man vertraut, die real ist, sonst wäre doch das ganze Warten total idiotisch. Kein Wunder, daß sich die beiden aufhängen wollten. Die Deutschlehrerin kam immer wieder auf Godot zu sprechen, Gott selbst nämlich würde Halt geben, was sie aus eigener Erfahrung wußte, und da grölte die Klasse. Sie solle doch demnächst ihren Gott mitbringen, damit wir ihn endlich begutachten könnten. Sie versank fast im Boden vor Scham. Außerdem gefiel es uns immer besser, Sätze aus dem Stück zu benutzen, um die Deutschlehrerin zu verunsichern. Wir schrieen im Chor den Beckettsatz: *Nun wird es wirklich sinnlos*. - *Noch nicht sinnlos genug*. Das machte Spaß. Außerdem veränderten wir Becketts Sätze oder dichteten welche dazu, wie es uns gerade gefiel. Aber hinter all dem Klamauk wurde immer deutlicher, daß *Didi* und *Gogo* die Klasse aggressiv machten. So ein armseliger Versager wollte niemand sein, so ein Trottel, der sich nicht einmal an einen Baum erinnert, der stinkt und verdreckt ist. Als Heiratskandidaten kamen diese abgerissenen Vagabunden wirklich nicht in Frage. Aber es ging ja gar nicht ums Heiraten. Natürlich wußten wir, wie schlimm es war, daß innerhalb der Klostermauern so wenig passierte und die Zeit in unserem schwäbischen Barockwinkel beinahe still zu stehen schien. Deshalb machten wir ja auch idiotische Spiele und witzelten herum. Der Satz: *Im Grunde ändert sich nichts* traf doch auch auf uns zu. Den grausamen Witz der Luckyfigur konnten wir

nicht begreifen. Außerdem fand sich niemand, der den Monolog von Lucky, dem verrückten Gepäckträger, laut lesen wollte, weil es viel zu anstrengend war und da verschob man es auf später. Bei uns in der Klasse gab es zwar auch ein paar Schnellrednerinnen, die immer wie auf Knopfdruck plapperten, vor allem, wenn sie Auswendiggelerntes abspulten, doch die Rolle von Lucky mochte niemand übernehmen. Mußte man *Lucky* aber nicht bewundern, weil er trotz Strick um den Hals, mit dem er an Pozzo, seinen Herrn gebunden war, sprach? Einige fragten sich, warum der Dichter selbst so wenig Mitleid mit seinen Figuren gehabt hätte, warum er sie so grausam dargestellt hätte, zum Beispiel, wenn Pozzo zu *Lucky* sagt: Denke Schwein. Pozzo, der fiese Kerl, den Beckett blind werden läßt, weil er ihn so gar nicht mag. Deshalb muß *Pozzo* schließlich über *Lucky* fallen, der zu diesem Zeitpunkt schon gar nicht mehr richtig lebt. Irgend jemand entdeckte eine Ähnlichkeit Pozzos mit der Direktorin, weil auch sie so fett und herrschsüchtig war und uns alle an ihrem Strick zappeln ließ. Das Lied *Ein Hund kam in die Küche*, das Wladimir am Beginn des 2. Aktes singt, modelten wir um:

Ein Kind kam in das Kloster

und stahl der Direx ein Brot

Da nahm die Direx ihr Kreuz

und schlug das Kind gleich tot.

Da kamen andere Kinder

und gruben ihm ein Grab

und setzten ihm nen Grabstein,

darauf geschrieben stand ...

Je länger wir miteinander redeten, um so deutlicher wurde, daß auch wir nicht voneinander loskamen und auf irgend einen *Godot* warteten. Nur, wie sollten ausgerechnet wir Klosterschülerinnen in einem vergessenen schwäbischen Tal einen Ausweg finden? Diese elende Warterei. Handelte es sich etwa um die Rache von *Godot*, weil *Didi* und *Gogo* früher etwas Böses im Schilde geführt hatten? Uns alle quälte ja der Zustand des Wartens auch. Waren wir etwa schuldig, weil wir warten mußten? Rächte sich jemand an uns? Irgendein Sadist, der uns schmoren ließ, denn wir hatten die Warterei innerhalb dieser Klostermauern so unglaublich satt, ja, wir alle hatten doch wirklich Probleme mit dem Warten, wenn wir es auch nicht so recht zugeben wollten. Warteten wir denn nicht in jenem Moment auf das Ende der Deutschstunde? Und später auf das Mittagessen? Und auf die Post? Verdammt, warum bekomme ich heute keinen Brief ausgehändigt, hält ihn vielleicht irgendeine Schwester absichtlich zurück? Aber so ein normaler Internatstag war ja noch lange nicht zu Ende. Wir warteten darauf, bei unserem Ausgang ins Dorf eine Stunde in der Dorfwirtschaft zu sitzen, um dann doch wieder auf einer öden Landstraße zerknirscht hinter die Klostermauern zurückzukehren. Dann warteten wir auf das Ende der Studierzeit, also auf die erlösende Glocke, die zum Abendessen rief, wir warteten auf das Ende des Abendessen, weil wir anschließend in diesem Musischen Gymnasium auf den Instrumenten herumkratzen konnten. Alle warteten auf die Nacht und das Schlafengehen. Endlich würde in den Schlafsälen das Licht ausgeknipst und wir konnten in unsere Träume hineinfallen oder auf den Klosterspeicher hinaufsteigen, um irgendwelche absurden Gespräche zu führen. Darauf,

daß die Nacht zu Ende geht, warteten wir nicht. Wir warteten wirklich nicht auf das Wecken um sechs Uhr morgens, sondern hätten gerne noch weiter geschlafen. Niemand wartete auf die Frühmesse, geschweige denn auf den Schulvormittag, aber alle warteten wir auf das Ende des Schuljahres, und wir wünschten geradezu flehendlich das Abitur herbei, das noch in jahrelanger Ferne lag. Wir sehnten uns danach, daß die Verwandten mit ihren Autos in den Schulhof einbiegen würden und sagten: Hallo wir sinds, eure Verwandten, kommt, steigt ein, wir fahren nach Hause. Es wäre auch für Didi und Gogo gut gewesen, wenn sie jemand abgeholt hätte, damit ihre Warterei aufhört, daß irgend jemand, meinetwegen auch Godot Hallo gesagt hätte. *Hallo, ich bins, Godot, kommt mit, ich bringe euch nach Hause.* Aber Scheibenkleister. Und wenn nur so ein kleiner Schwachkopf wie dieser Junge geschickt wird, das ist zu wenig. Jede in diesem Klassenzimmer war gepeinigt vom Warten. Die Diskussionen betrafen plötzlich die ganze Klosterschule, in der man wie im Gefängnis leben mußte, unser Eingesperrtsein machte aggressiv, nicht mehr Didi und Gogo. Manchmal entstand eine merkwürdige Pause, die Verlegenheit auslöste. Wir fühlten uns bei irgend welchen Ausbruchsphantasien ertappt, gerade weil wir keine Ähnlichkeit mit *Didi* und Gogo haben wollten. Einfach über die Mauer klettern und ein Auto anhalten, das nach Burgau, Günzburg oder Ulm führe, das konnte doch nicht so schwer sein. Und dann hinaus in die Welt. Wir hielten inne. An diese merkwürdige Stille erinnere ich mich so gut, als würde ich sie gerade wieder erleben, alles andere habe ich aus einem Notizbuch von 1962. Die vielleicht nur von mir registrierte stille Lücke zwischen den geäußerten Gedanken, die dann wieder in der Klasse hin- und herschwappten, packte mich. Für Sekunden war ich äußerst aufmerksam, als würde etwas Entscheidendes mit mir passieren, als würde aus dem Dunkel heraus ein Reißverschluß aufgezogen und ich sähe in eine Landschaft hinein, die ich vorher noch nie so wahrgenommen hatte. Eine leere Landschaft, nur hinten am Horizont nahm eine Gestalt Konturen an, denn ich wartete ja auf jemand ganz bestimmten, aber das sagte ich natürlich nicht in der Klasse. Ich wartete zumindest auf eine Botschaft und starrte aus dem Fenster hinaus. Irgend etwas passierte mit mir, wovon ich ein paar Minuten vorher noch keine Ahnung gehabt hatte und plötzlich wußte ich, auf wen ich eigentlich wartete, er hatte nur noch kein Gesicht.

Ich blätterte geistesabwesend in meinem Heftchen herum.

Während die Deutschlehrerin versuchte, der Klasse etwas über den modernen Dichter Samuel Beckett, der in der Weltstadt Paris lebte, zu erzählen, durchlief ich im Zeitraffertempo mein vergangenes Leben. Was ich sah, war eine unglaubliche Anhäufung von Situationen, in denen ich aus dem Fenster sah und wartete. Da, jetzt gerade schon wieder ... Aber es gab einen Dichter, der wußte, wie verzweifelt man sein konnte, wenn man wartet und nicht einmal ahnte, wie derjenige aussah, auf den man wartete. Verzweifelt war vielleicht nicht der richtige Ausdruck, aber etwas ähnliches. Klar, *Wladimir* und *Estragon* waren schon alt und so vertreiben sich Menschen miteinander redend die Zeit, wenn sie schon zu lange gewartet hatten und in Wirklichkeit nichts mehr erwarteten, außer den Tod, oh je, oh je, das war ja eigentlich gruselig und ich konnte mir die beiden gut auf der Bühne vorstellen in ihren alten Fetzen. Schau dir doch den Dreck an. Ich bin hier nie herausgekommen, sagt *Estragon*.

Ich hatte solche Männer schon früher in meinem Heimatdorf stumm vor ihren Häusern sitzen sehen. Sie befanden sich in einem katastrophalen Zustand. Nein, dieses Schicksal wollte ich nicht. Ich wollte auch nicht die kleine Schwester von *Didi* und Gogo werden, aber ich war dem Dichter dankbar, daß er mich mit der Nase darauf stieß, wie es ist, wenn die Sache schiefgeht. Irgendwie hatte er also auch an so ein Mädchen wie mich gedacht, obwohl das ganz unmöglich war, denn er wußte doch gar nicht, daß es mich gibt. Und auf

einmal hatte ich eine Idee. Ich mußte den Mann aus Irland sofort kennenlernen, und das konnte doch nicht so schwer sein. Plötzlich wollte ich nicht mehr aufs Abitur warten, nun hatte ich ein Ziel. Paris.

Ich schaute im Atlas nach. Paris. Kein Problem. Mit dem Zug zu erreichen. Aber welche Straße? Das erfuhr man nicht aus dem Theaterheftchen. *Wissen Sie, wo genau Beckett in Paris wohnt?* wollte ich von der Deutschlehrerin wissen. Sie blickte mich besorgt an. Paris ist eine wirklich große Stadt und irgendwo in dieser Stadt wohnt unser Dichter, genügt das nicht? Jetzt aber zurück zum Text. Möchtest du nicht einmal versuchen, den ‚Lucky‘ zu lesen? Ich hörte gar nicht weiter darauf, was sie sagte. Lucky, nein, ich war doch keine von diesen Schnellsprecherinnen. Ich hatte doch keinen Strick um den Hals und einen Koffer, den ich herumschleppen mußte. Insgeheim sah ich mich schon ohne Reisegepäck im Zug und dann nach langer Fahrt in einer großen Pariser Bahnhofshalle mit abgestandener Luft, ganz allein. Die Reisenden würden an mir zielstrebig vorbeistürzen und mich anrempeln – ja, so stellte ich mir das vor. Ich hatte auch ein Ziel, wußte nur nicht, wie es zu erreichen war. Ich konnte doch nicht alle Straßen hinauf- und hinunterrennen und nach ihm fragen? Sollte ich etwa ein Photo in die Höhe halten und irgend jemanden in der Metro ansprechen, ob er diesen Mann, diesen Dichter schon einmal gesehen hat? *Wie sieht denn Samuel Beckett aus?* fragte ich so nebensächlich wie möglich in das Klassenzimmer hinein und alle Köpfe wandten sich nach mir um. Die Deutschlehrerin wurde böse, weil es ihr doch ausschließlich um das Stück ging und nicht um das Aussehen dieses Dichters. Auf einmal bekam ich aber Unterstützung aus der Klasse. Plötzlich wollten auch einige andere sein Photo sehen. Wir wußten nur das Geburtsjahr. Er war also schon über 50 und hätte fast unser Großvater sein können. Und warum lebt ein Ire in Paris? Die Deutschlehrerin bestand weinerlich auf der Beschäftigung mit dem Theaterstück. Ob der Dichter rote Haare hätte, wie eigentlich jeder Ire, also diese Frage war für sie eine Zumutung. Ja auch so verging Zeit und der Unterricht lief völlig aus dem Ruder. Irgendwelche überschlauen Interpreten sagen doch, daß sich die Dichter immer selbst portraituren, egal, über wen sie schreiben. Auch wieder wahr, dachte ich. Wenn er wirklich aussieht, wie einer von den Vieren, also besonders attraktiv ist der nicht, meinte jemand. *Aber es gibt von jedem berühmten Dichter ein Photo, bringen sie doch in der nächsten Stunde eines mit, dann lese ich den Lucky,* sagte ich. Schwester Emanuela schüttelte traurig den Kopf. Ein Photo mache den Text auch nicht verständlicher. Ich ließ nicht locker. Beschaffen Sie sich ein Photo, sonst müssen Sie uns ein Bild von ‚Godot‘ zeigen, der ja so ein guter Freund von Ihnen ist. Also Sie haben die Wahl, wir wollen nicht mehr warten. Wir setzten sie unter Druck, sie hätte doch einen Draht zu Godot, sie könne uns doch leicht zumindest mit einem Bild aushelfen oder noch besser, ihn gleich mit in den Unterricht bringen, ja, warum sie das nicht längst getan hätte, dann wären doch alle Rätsel gelöst! Wir bogen uns vor Lachen. Irgend jemand wollte *Godot* fürs Poesiealbum photographieren. Wie die Zeit vergeht, wenn man sich amüsiert! sagt Wladimir. Da drohte die Deutschlehrerin mit einem Aufsatzthema, das uns zusetzen würde. Das Photo von Beckett brachte sie nicht mit in den Unterricht, deshalb habe ich auch nicht den Lucky gelesen und *Godot* konnte sie natürlich nicht mitbringen, selbst wenn sie gewollt hätte. Sie steckte wirklich in der Klemme. Also mußte ich allein einen Weg finden. Ich werde mir ein Photo beschaffen, dachte ich. Und dann auf nach Paris. Wenn mich schon mein Schutzengel durch dieses Wirrwarr von Straßen, vorbei am rauschenden Verkehr mit den Feuerwehrensirenen, denn in so einer Stadt passierten ja ständig irgendwelche Unfälle, vor seine Wohnung führte, kannte ich zumindest, dank Photo, sein Gesicht. Ich also auf einer mörderisch lauten Straße, in grellem Sonnenlicht bei schrecklicher Sommerhitze zum Beispiel, ganz allein vor seinem Haus wartend, weil er nicht wußte, daß ich mit ihm sprechen wollte. Aber irgendwann würde er aus der Tür treten, denn er war doch nicht Godot, der niemals kommt. Plötzlich merkte ich, daß mich die Klasse anstarrte. Wieder

mal in Gedanken? sagte die Deutschlehrerin. *Hoffentlich haben sie etwas mit dem Stück zu tun. Nun, du wirst deine Gedanken in einem Hausaufsatz äußern dürfen.* Das Thema heißt: Was ist so modern an dem Theaterstück ‚Warten auf Godot.‘ Also bis morgen und rauschte aus dem Klassenzimmer. ‚Hört alles zu? (...) ich möchte nicht ins Leere sprechen.‘ *Der Satz könnte doch von Ihnen sein!* schrie jemand hinter ihr her. Das Aufsatzthema war mir völlig egal. Modern oder nicht? War es etwa modern, daß die Zeit stehen geblieben ist, wie Wladimir sagte? Oder waren das übriggebliebene Menschen aus der alten Zeit? Ich überlegte mir, wem all die toten Stimmen wohl gehören mochten. Stimmen, die wie Blätter oder Gras rauschten, ja, die kannte ich, aber *tote Stimmen?* Im Innersten zwickte mich etwas. Ich hatte viele Fragen. Ob ich sie vor lauter Aufregung in Paris würde stellen können? Aber da mußten noch jede Menge Hindernisse überwunden werden. Zuerst wollte ich alles von Beckett lesen, damit ich mich nicht blamierte. Und dann nach Paris. Ich war einfach übergeschnappt und sprach mit niemandem darüber.

Die Zeit verging und andere Dinge überdeckten bald meinen Wunsch. Nach dem Abitur tauchte er manchmal wieder auf. Als ich so viele Jahre später wirklich in Paris mit Samuel Beckett zusammentraf, hatte ich einen weiten Weg zurückgelegt. Meine Ängste waren unbegründet, er ließ mich nie auch nur eine Minute im PLM-Hotel warten und kam immer fast zu pünktlich zur verabredeten Zeit am späten Vormittag mit seiner alten Umhängetasche über der Schulter. Vielleicht hat mich das am meisten gerührt: Daß ich wirklich nicht warten mußte. Einmal erzählte ich ihm natürlich die Geschichte aus dem Internat und er wollte wissen, wo genau sich die Klosterschule befand. Nichtsahnend sagte ich: Etwas südlich von Ulm, im Kammeltal. Ulm, das kannte er. Da fand doch 1962 die Weltpremiere seines Stückes *Spiel* statt. Er erinnerte sich daran, daß er mit einem Freund einige Proben anschaut hatte, aber nicht so recht zufrieden war. Ganz in der Nähe hielt er sich also auf, während wir uns zur gleichen Zeit hinter den Klostermauern mit *Warten auf Godot* herumschlügen. Und er sagte schmunzelnd: Der Weg nach Ulm wäre kürzer gewesen, als der nach Paris. Beim Abschied drehte er sich immer noch einmal um und winkte.